

Ein lebenslanger Prozess

Der Bonner Politologe Klaus Günther setzt sich in seinem Buch „Sterben neurobiologisch betrachtet“ kritisch mit dem Phänomen auseinander, sogar noch kurz vor dem Tod Leistungs-Vorbildern folgen zu müssen

VON ULRIKE STRAUCH

Das Foto vom Oktober 1977 hat Geschichte geschrieben. Bei der Trauerfeier für den von der RAF ermordeten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer in Stuttgart sitzt Bundeskanzler Helmut Schmidt mit gesenktem Haupt zwischen Hanns-Eberhard Schleyer, dem ältesten Sohn, und der Witwe Waltrude Schleyer. Bundespräsident Walter Scheel spricht zu den Hinterbliebenen: von Schuld und Vergeltung und von dem „Opfer“, das der Tote für den Kampf des Staates gegen den Terrorismus gebracht habe.

Doch entsprach diese Darstellung wirklich den Tatsachen? Wurde damit nicht posthum von Schleyer erwartet, sich „heldenhaft in sein Schicksal gefügt“ zu haben – während der „Gefangene der RAF“ selbst wiederholt seinen Überlebenswillen, sein Unverständnis über die Hinhaltenaktik der Bundesregierung, und den Wunsch nach Befreiung zum Ausdruck gebracht hatte?

Und welche Rolle spielte in diesem Zusammenhang die „soldatische Tradition“ – auf Seiten des Toten (der nebst seiner Funktion als Wirtschaftsfunktionär auch als ehemaliger Angehöriger der SS für seine linksterroristischen Geiselnahmer den „Feind schlechthin“ verkörperte) sowie auch bei Mitgliedern des Krisenstabs, die wie Schmidt am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatten?

Geiselnahme und Ermordung Schleiers waren extreme Ausnahmesituationen. Doch gibt es auch heute noch so etwas wie einen Leistungs- oder Heroismus-Druck in der letzten Phase eines menschlichen Lebens? Diese Frage hat sich der Bonner Politologe Dr. habil. Klaus Günther gestellt. Er beantwortet sie in seinem Buch „Sterben neurobiologisch betrachtet“ aus neuer, ungewöhnlicher Perspektive.

Publikationen zu diesem Thema, sagt er, „sind vornehmlich in der Philosophie, der Theologie und der Psychologie angesiedelt und folgen dabei überwiegend der Neigung zum mitleidenden Hineinfühlen in die Lage von Sterbenden“. Alternativ dazu hat Günther einen „empirisch-analytischen Zugriff“ gewählt. Der heute 80-jährige ehemalige Dozent am Seminar für Politische Wissenschaft und Soziologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität beschäftigt sich seit seiner Pensionierung intensiv mit Neurobiologie und veröffentlichte 2016 sein erstes Buch „Das Hirn der Fußballprofis“, 2019 folgte „Das Hirn der Studierenden“.

„Die meisten Menschen machen die persönliche Erfahrung einer direkten Sterbebegleitung eher selten. Doch wenn sie es tun, fließen diese Erlebnisse, Gedanken und Gefühle natürlich auch in die Vorstellungen ein, die sie sich von ihrem eigenen Sterben machen“, beschreibt Günther im Gespräch die Ausgangslage seiner Untersuchung. „So ist es auch bei mir: Diese Erfahrungen erstrecken sich inzwischen schon über mehr als zehn Jahre und haben den Antrieb dazu gegeben, die Kenntnisse der Hirnforschung auf die Sterbeforschung zu beziehen.“

Als langjähriger Aufsichtsratsvorsitzender eines alternativen, genossenschaftlich organisierten Bestattungsunternehmens in Köln hat er sich intensiv mit den Fragen um Tod und Sterben auseinandergesetzt. Einen Verlag für sein Buch zu finden, so erinnert sich, sei allerdings schwieriger gewesen als zunächst erwartet. „Als Sozialwissenschaftler möchte ich zeigen, wie Menschen sterben und die gesellschaftlichen Fehler im Umgang damit deutlich machen“, sagt Günther. „So ist der breiteste Teil des Buches dem Diskurs darüber gewidmet, welche Kulturvorstellungen des Sterbens es eigentlich gibt: Man erinnert sich an die Gefallenen, die im Krieg geblieben sind.“



Betreuung im Hospiz (Symbolbild): Wer will ernsthaft vorschreiben, wie der Mensch mit seinem nahenden Tod umzugehen habe – „tapfer“, „heldenhaft“ oder sonstwie? Noch immer ist die Gesellschaft von solchen Stereotypen geprägt, kritisiert ein Bonner Experte FOTO: DPA

Auch wenn Sportler sterben – zum Beispiel in der Formel 1 – werde dies von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen. Noch stärker sei dieses Phänomen bei Attentaten auf Politiker ausgeprägt, zum Beispiel im Fall von Oskar Lafontaine und Wolfgang Schäuble.

Über insgesamt rund 200 Seiten führt Klaus Günther aus, wie Erfahrungen mit dem Tod anderer das „Sterbenlernen“ bestimmen. Er richtet den Fokus auf die Nachlebenden und das, was sie mehr oder weniger bewusst aus tradierten Rollenbildern im Privaten (Familie, Verwandte, Freunde und Bekannte) sowie in der öffentlichen Darstellung (Zeitungen, Fernsehen, Film, Internet und Social Media) erfahren und verarbeiten. Verkürzt lässt es sich so ausdrücken: Sterben zu lernen ist ein lebenslanger Prozess.

„Das Diktum der Neurobiologie lautet: Alles, was ich tue, ist durch das Gehirn vermittelt“, erklärt Günther. „Sterben ist auch eine Form des Handelns, denn ich tue dabei etwas.“ Und wie bei jeder Handlung – sei sie bewusst oder unbewusst – sind spe-

zielle Areale des aus Milliarden von Neuronen gebildeten Netzwerkes für den Eingang unterschiedlicher Informationen zuständig.

Aus der arbeitsteiligen und zugleich netzübergreifenden Verwertung folgt die Ausführung. Das Ganze spielt sich unter Beteiligung von Botenstoffen ab, die den synaptischen Kontakt von einem Neuron zum anderen und von einem neuronalen Netzwerk zum anderen ermöglichen. Um diese Art des Lernens zu veranschaulichen, führt Günther die Leser

noch einmal ins Hirn eines Fußballprofis: „Einerseits formieren sich die für Denken und Reflexion zuständigen neuronalen Areale dieses Spielers absichtsvoll, überlegt und bewusst. Andererseits werden im Training bestimmte Abläufe sorgfältig eingeübt und in den zuständigen Arealen aufgezeichnet, so dass sie auf dem Feld in bestimmten Spielsituationen immer wieder aufs Neue abgerufen werden können.“

Gestützt werde das teils bewusste und teils unbewusste Agieren zudem durch „teils kontrollierte, teils unkontrollierte Emotionen, die in da-

für zuständigen Arealen aufbewahrt werden. Was Günther in diesem Zusammenhang wundert, ist, „dass sich die Lern- und Lehrforschung den Einsichten der Neurobiologie bislang noch kaum geöffnet“ habe. Gestützt auf eine einheitliche genetische „Grundausrüstung“ menschlicher Gehirne werden Lernvorgänge als elektrochemische Prozesse erforscht. Damit ist gemeint, dass sich die Struktur neuronaler Areale unter der Einwirkung von Außenreizen immer wieder aufs Neue formiert. Diese Lernprozesse laufen weitgehend unbewusst ab. „Und das gilt so auch für das Thema Sterben“, fügt Günther hinzu.

Dabei dürfe man sich solche Prozesse aber wiederum auch nicht zu schematisch vorstellen, als ob sie etwa nach Art einer Maschine ablaufen. „Jeder Mensch hat eine Grundausstattung von Neuronen, die genetisch durchaus abweichen kann. Die Verarbeitung der Lernprozesse kann sich demnach ganz unterschiedlich gestalten. Dazu kommen unterschiedliche Prägungen in der Biografie.“

Aber was wird überindividuell auf gemeinsamer neuronaler Grundlage gelernt, was individuell auf der Grundlage der Biografie? Günther verweist dazu auf „lokale“ Sterbeerlebnisse: Lernende versetzen sich mitfühlend in die Lage nahestehender Menschen. Deren Sterben wird sozusagen herabgespielt und – sei es im Dialog mit ihnen, sei es beispielsweise in Abschiedsreden und -anzeigen – dadurch beschwichtigt, dass es als unausweichlich hingenommen wird.

Dieser domestizierenden, zum Teil auch religiös abgedeckelten Beschwichtigung des Sterbens stellt Günther auf „überlokaler“ Stufe die in Krieg, Sport und Politik belegten Sterbevorgänge gegenüber. Auf sie und ihre mediale Darstellung richtet er das Hauptaugenmerk: auf das Bemühen, die Herausforderung des Sterbens dadurch zu beschwichtigen, dass „heroisch“ Sterbende präsentiert werden. Das vermittelt die Botschaft, dass im Sterben Kampf, Tapferkeit und Opferbereitschaft sowohl abgefordert als auch bewiesen werden, sogar im Tod.

„Hat die erkennbare Parteinahme für kranke und alte Menschen im kollektiven Gedächtnis Spuren hinterlassen, so könnte sie künftig zur Stärkung der auf eben diese Bedürfnisse zugeschnittenen Palliativmedizin führen. Vorausgesetzt, es gelinge, „die organisatorischen und finanziellen Strukturen, die in den vergangenen Jahren sowohl innerhalb als auch außerhalb des Kliniksystems geschaffen wurden, weiter auszubauen“. Darauf hofft Klaus Günther für die Zukunft nach der Pandemie.

Ganz anders sieht es im Fall der Schülerin Isabell Zachert aus, den er in seinem Buch schildert: Ein junges Mädchen, das an Krebs erkrankt und bis zuletzt die Hoffnung nicht aufgeben will, vielleicht doch nicht mit 15 Jahren sterben zu müssen. Darin setzte sie alle Energie und schrieb ihrem Arzt: „Warum soll sich der Tumor nicht plötzlich geschlagen geben, wenn er meinen Lebenswillen sieht?“ Doch in dem Wechselbad wird ein anderer Satz zusehends lauter: „Wir sehen uns wieder in meinem Paradies“.

Dieser vermeintliche Widerstreit zwischen dem Wunsch nach Leben und dem Sich-Fügen ins offenbar Unvermeidliche korrespondiert erstaunlicherweise auch mit der Art und Weise, in der Hanns Martin Schleyer sich mit der Möglichkeit des baldigen Todes auseinandersetzen musste. Auf einem für den damaligen CDU-Parteivorsitzenden Helmut Kohl bestimmten Tonband vom 12. September 1977 heißt es: „Ich bin nicht bereit, lautlos aus dem Leben abzutreten, um die Fehler der Regierung, der sie tragenden Parteien und die Unzulänglichkeit des von ihnen hochgejubelten BKA-Chefs zu decken.“

Dennoch betont Schleyer schon zu Beginn seiner Geiselhaft, die Entscheidung liege nicht bei ihm. Er ordnet sich formal unter und demonstriert einen Durchhaltewillen, den auch seine Kidnapper nicht brechen können. Er hat damit gleichsam hohe Maßstäbe gesetzt; für seine Angehörigen und die Gesellschaft, die sich mit seiner Ermordung auseinandersetzen hat. Wobei die eine oder der andere sich gefragt haben mögen, ob sie oder er unter vergleichbaren Umständen eine ähnliche Haltung hätte zeigen können.

Die Schlussfolgerung, die Klaus Günther zieht, liest sich ernüchternd: „Die Nachlebenden befinden sich unter dem Druck eines leistungsgesellschaftlich gefärbten Sterbediskurses, der sich empirisch erschließen lässt. Er wird ihnen als Lernstoff aufgedrängt und überformt das Bedürfnis nach mitleidender Zuwendung in hohem Maße.“ Doch dabei möchte er es nicht bewenden lassen: Die Konsequenz daraus sollten verstärkte Bemühungen um eine dem menschlichen Bedürfnis nach Zuwendung entgegenkommende und „medial beworbene“ Palliativmedizin sein. „Wäre es dann möglich, in Ruhe zu sterben, statt etwas beweisen zu müssen, was man gar nicht (mehr) beweisen will?“

In einem abschließenden Exkurs geht Günther auch auf das Thema „Sterben in der Corona-Krise“ ein. Der im zuvor beschriebenen Sterbediskurs von Leistungsgesellschaften liegende Imperativ fehle dort weitgehend, zieht Günther Bilanz. Stattdessen lasse sich vielmehr eine „Einbürgerung des Sterbens“ beschreiben. Den Bildern einer Apparate-Medizin, der niemand ausgeliefert sein möchte, setzt er aber bewusst eine ermutigende Aussicht entgegen.

„Hat die erkennbare Parteinahme für kranke und alte Menschen im kollektiven Gedächtnis Spuren hinterlassen, so könnte sie künftig zur Stärkung der auf eben diese Bedürfnisse zugeschnittenen Palliativmedizin führen. Vorausgesetzt, es gelinge, „die organisatorischen und finanziellen Strukturen, die in den vergangenen Jahren sowohl innerhalb als auch außerhalb des Kliniksystems geschaffen wurden, weiter auszubauen“. Darauf hofft Klaus Günther für die Zukunft nach der Pandemie.

Klaus Günther: Sterben neurobiologisch betrachtet. Letzte Lebensphasen unter Leistungs- und Heroismusdruck. Verlag Barbara Budrich, 211 S., 24,90 Euro

